

Das Wort, die Wahrheit und die Zeit

Die Wandlung des Katholizismus im Spiegel der Wiener Zeitschrift
»Wort und Wahrheit« (1946/1973)

Von Otto Schulmeister

Der Blick aus den Redaktionsräumen in der Hofburg – 2. Stock, Säulensiege, über der Schatzkammer mit den Reichsinsignien – ging auf den Inneren Burghof, in dessen Mitte sich das Denkmal von Kaiser Franz I. erhebt. Auch die verschlissenen, über die hohen Wände gespannten Seidentapeten, das spätbiedermeierliche Mobiliar paßten zu diesem Ambiente, in dem bis 1973 die Wiener Zeitschrift »Wort und Wahrheit« produziert wurde. 1947 war man vom Herder-Verlag in der Wollzeile hierher gezogen, in dem großen katholischen Verlag erschien diese Zeitschrift ihre 28 Jahrgänge; ihr Titel erinnerte an die Herkunft, an den Verschleiß des Wortes im Nihilismus des Hitler-Reiches, ihr Untertitel »für Religion und Kultur« an den Wunsch, das Christentum der Wirklichkeit der modernen Welt des Nachkriegs zu konfrontieren und so wieder wirksam zum Sprechen zu bringen. Doch schon die räumliche Umwelt, die Nähe zur Vergangenheit bei einem Unternehmen, das der Orientierung in der Modernität dienen sollte, scheint im Rückblick Sinnbild auch für dessen geistigen Charakter: Erneuerung, *ex radice*, ja, damit aber auch Vortrupp nur einer nachfolgenden Kirche. Der publizistische Niederschlag markiert dann dennoch, Jahr für Jahr, den Bewußtseinswandel – manche meinen Bewußtseinsbruch – im Katholizismus dieser Jahrzehnte und angesichts der konstitutiven Rolle, die dieser für das geschichtliche Erscheinungsbild Österreichs gespielt hat, auch für das, was mit diesem Land in der Zweiten Republik vor sich gehen sollte. Und das teils im Nachziehverfahren, teils parallel oder in Wechselwirkung zur bundesdeutschen Nachbarschaft.

Wenn das Eigentliche, Entscheidende, qualitativ Verändernde im Umsturz der Dinge auf Taubenfüßen kommt, mag es sich rechtfertigen, an der Geschichte einer solchen Zeitschrift besser als in Zeitungen und Nachschlagewerken das Allgemeine zu erfassen zu suchen, ja, es in der Spiegelung im Kleinsten, eben in einem solchen Periodikum, tatsächlich schärfer zu erkennen als an Hand der Schlagzeilen des Tages. Im Nachkriegs-Wien, nun vierfach besetzt, mit einem ausgebrannten Stephansdom und einer verwüsteten Innenstadt, erschien im Frühjahr 1946 das erste Heft von »Wort und Wahrheit«, herausgegeben von Otto Mauer und Karl Strobl, der eine ein aus der Kriegszeit bekannter Prediger, als Intellektueller von seltener Lupenreinheit vor allem mit Akademikern und Künstlern befaßt, der andere bäuerlicher Herkunft, eine Art »Studentenpfarrer« und ganz vom Aufbau der neuen Hochschulgemeinden beansprucht.

Der Plan zu der Publikation war schon vor Kriegsende entstanden: Es mußte etwas geschehen, um nach der Katastrophe der katholischen Intelligenz die neue Zeit und das Problembewußtsein dazu zu vermitteln. Ein konkretes Programm gab es nicht, ein so gemeinter Beitrag im ersten Heft verhiess nur »eine christliche Zeitschrift, insofern sie

vom Geist christlicher Unterscheidung geformt sein will. Sie strebt eine universalistische Haltung an.« Das war mehr als allgemein gesagt, auch wenn hier »die wichtigsten Ereignisse in den wesentlichen Bezirken des menschlichen Lebens« zur Sprache kommen sollten. Demgemäß der Inhalt der ersten Hefte: anderswo indessen schon klassische Texte aus dem »renouveau catholique«, von Newman usw., dazu lebende Autoren, bekannte wie Pfliegler, Rahner, König, der spätere Kardinal, aber auch neue wie Friedrich Heer oder Otto B. Roegele, damals noch ein junger Arzt. Ein furioser Aufbruch war das nicht, das Programm außer dem Titel nur ein Stimmgabelton.

Wie konnte dann die Zeitschrift überhaupt etwas werden? Signifikanz über Österreich hinaus und für den Katholizismus in Mitteleuropa bekommen? Österreich ist seinem Naturell nach »konservativ«, auch auf der Linken, die katholische Intelligenz war es – von ein paar Außenseitern abgesehen – noch zum Quadrat. Der »Ständestaat« von Dollfuß und Schuschnigg lag auf dieser Traditionslinie, Österreich war mit Portugal in der Zwischenkriegszeit das einzige Land in Europa, das »Quadragesimo anno« zur Grundlage der staatlichen Existenz zu machen suchte. Doch schon die alte Monarchie hatte man ja als »China Europas« bezeichnet. Gewiß, es gab auch fortschrittliche Gruppen in diesem Katholizismus, aber sie blieben gemieden und am Rande, Liberalität, intellektuelle Neugier, Offenheit für die Zeitideen waren der *acies ordinata*, dem politischen Katholizismus, fremd. Das liberale Element, in einer deutsch-nationalen und einer jüdischen Variante, beherrschte intellektuell die Szene, dazu noch der Austromarxismus und auf der Rechten die Ganzheitsphilosophie eines Othmar Spann. In seinen geistigen Folgen mußte daher der Einbruch des Nationalsozialismus um so verheerender wirken, das alte Feindbild – »Der Feind steht links« – war überholt, doch auch was man als Abendland gegen das Neuheidentum verteidigt hatte, erwies sich als politische Romantik, wenn nicht Schimäre. Die totalitäre Diktatur ließ sich nicht mehr im Links-Rechts-Schema unterbringen; sie bezog Züge von da wie von dort und war doch zugleich als Säkularisierungsprodukt am Ende des Zeitalters der Revolutionen durchaus *sui generis*. Konnte man da noch beginnen, wo man 1938 aufgehört hatte? Die Zäsur war unwiderruflich.

Nach 1945 schossen Zeitschriften aller Art empor, schon in den fünfziger Jahren wußte man nichts mehr von ihnen. Daß es überhaupt zur Gründung von »Wort und Wahrheit« in dem abgeschnittenen, von der sowjetischen Besatzungszone ein Jahrzehnt lang umschlossenen Wien kam, war so wieder einmal – einem Hofmannsthal-Wort folgend – einer Koinzidenz von Umständen zu verdanken: Da war die Idee von Mauer und Strobl, da aber auch ein Wiener Herder-Verlag, der, vom Mutterhaus auf Jahre hinaus getrennt – da »deutsches Eigentum« –, sich unter Albert Beuchert selbst zu helfen suchte und gerne die Idee zu einer solchen Zeitschrift aufgriff. Doch auch das hätte nicht genügt, wäre nicht in der Kriegszeit gerade unter Druck und Verfolgung hier ein geistiges Reizklima entstanden, zu dem entscheidend der Zuzug von Theologen, der Rahners, Balthasars, Pzywaras usw., von Dissidenten des herrschenden Zeitgeistes, von Schriftstellern, Gelehrten aus dem »Altreich« beitrug. Das traf sich mit einem innerkirchlichen »Aufbau im Widerstand«, wie ihn Karl Rudolf, selbst einer seiner Architekten, in seinem Rechenschaftsbericht später genannt hat. Diese Kriegsjahre sind es gewesen, die geistig erst die Voraussetzung für die Zeitschrift geschaffen haben, und dazu kam als weiteres noch, daß ein Teil der katholischen Intelligenz nun erfaßte, welchen Nachholbedarf es gab, um die Rückständigkeit gegenüber der modernen Welt,

in der man zu bestehen hatte, aufzuholen. Das Zusammenspiel alles dessen ließ erst den Funken zünden.

Wie auch in Deutschland, so hatte erst recht in Österreich der Katholizismus nach 1945 zunächst stark restaurative Züge. Die Auseinandersetzung mit dem Sowjetkommunismus prägten sie noch stärker aus, und sie machten sich auch in den Beiträgen dieser Jahrgänge bis zum Ende der Abschnürung Wiens bemerkbar. Die neuen Gedanken aus der Inkubationszeit in der Hitler-Ära kamen noch nicht zum Zug, die Hoffnung auf Schreibtischladen, die sich nun öffnen würden, erfüllte sich nicht, die Abschließung vom Westen machte sich negativ bemerkbar. Damals schrieb ja auch Hans Weigel seinen mutigen Artikel im linken »Plan«, Fenster und Türen nach Deutschland endlich wieder aufzumachen, die Stickluft nehme zu. Österreich war mit dem Kampf um seine Eigenstaatlichkeit und mit dem wirtschaftlichen Wiederaufbau beschäftigt, eine »große Koalition« der Bürgerkriegs-Gegner von einst, der bürgerlich-bäuerlichen Volkspartei und der Sozialisten, hatte der staatliche Notstand erzwungen; sie sollte zum Dauerregime werden, bis 1966.

Diesem allgemeinen Zustand entsprechend, wirken Inhalt und redaktionelle »Machart« der Hefte eher willkürlich, etwas unbeholfen, zu Anfang auch angesichts der technischen Schwierigkeiten dilettantisch. Anders etwa als Carl Muth, der mit dem »Hochland« zielklar, programmatisch begonnen hatte, war in der Geburtsstunde dieser Wiener Zeitschrift nur der Wille zugegen, eine Antwort auf die völlig veränderte Situation im Verhältnis von Christentum, Kirche und Welt auszuarbeiten. Doch vielleicht hat eben das, diese Unfixiertheit, die Vitalität eines neu erlebten Glaubens und die Lust an »heißen Eisen«, die Zeitschrift überleben und allmählich zu einem unverwechselbaren Profil kommen lassen?

Schon das räumliche Ambiente der Redaktion, Wien als Ursprungsort und *spiritus rector*, die so verschiedenen Temperamente, die sich im Herausgeberkollegium zusammenfanden – darüber gleich mehr –, ergaben für »Wort und Wahrheit« jenen konservativen Grundzug bei kritischer Öffnung nach allen Seiten, sowohl was die Thematik wie die Autoren betraf. Man war einfach hungrig, sich mit allem zu konfrontieren, was die Welt jenseits der Tradition und Konvention ausmachte, gewiß auch, daß es nichts gäbe, was der Christ zu scheuen habe, ja, daß gerade die Stunde sei, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Karl Strobl war schon nach dem ersten Jahrgang ausgeschieden, ihn zog es zur Studentenarbeit, Mauer sah andere Aufgaben, die ihn lockten – in der Katholischen Aktion, im öffentlichen Leben, in der Kunst –, so fiel die Redaktion seit 1947 an den eben aus Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Verfasser dieses Rückblicks. Zusammen mit Mauer war er seit 1948 Herausgeber, zu den beiden traten 1954 noch Karlheinz Schmidhüs und Anton Böhm. Diese Erweiterung des Kollegiums hatte auch mit der Verlegung des Drucks nach Freiburg zu tun, schuf aber in dem Freundeskreis der vier erst jene geistige Mischung, die die Zeitschrift lebendig, zur wirklichen Zeit-Schrift machen sollte.

Diese Vier kamen aus der Jugendbewegung, das gab bei aller Individualität eine gemeinsame Sprache. Schmidhüs, Quickborner, einst an ihren »Schildgenossen« beteiligt, nun einer der führenden Köpfe des Freiburger Verlages, brachte in das Dauergespräch – das zugleich ein wenn auch limitierter Dauerkonflikt und eben dadurch produktiv war – seine Kenntnis der Personen und Prozesse im katholischen wie evangelischem Teil der Bundesrepublik mit. Seine literarische Neigung, seine

Vertrautheit mit der englischen Kulturwelt kamen ebenso dem Ganzen zugute wie die von ihm begründete »Herder-Korrespondenz« mit ihrem internationalen Horizont. Mauer, Böhm und der Verfasser, die drei Österreicher neben dem Rheinländer, waren »Neuländer«. Das war eine reformkatholische Gruppe der Jugendbewegung im Österreich der Zwischenkriegszeit mit kaum mehr als tausend Mitgliedern, deren Pionierarbeit in der Zweiten Republik erst voll zur Wirkung kam. Böhm, der gebürtige Wiener, war selbst zum Schluß Führer dieses Bundes gewesen, Krieg und Nachkrieg hatten ihn über Berlin, dann Salzburg und einen kurzen Zwischenaufenthalt in Wien nach Köln versetzt, wo er viele Jahre Chefredakteur des »Rheinischen Merkur« sein sollte. Ausgegangen war er von Eberles »Schönerer Zukunft« in der Zwischenkriegszeit. In dem Quadrumvirat sorgte er für den politischen Part. War er mehr der konservative Typ, ideologisch-kritischer Begleiter der Adenauer- und Nach-Adenauer-Ära, so Schmidhüs der mehr liberale, der Dichtung und Literatur verwandte Geist, der Stefan George liebte und sich einem Hügel und Newman verwandt fühlte. Mit Otto Mauer, dem einzigen Priester in dem Freundeskreis, dem Charismatiker, Theologen und Intellektuellen, ergab das bei den Herausgeberkonferenzen ein nur von Erholungspausen unterbrochenes, keineswegs Schärfen und Zusammenstoßen entbehrendes Ringen, in dem man sich in zentralen Fragen zu einer Linie durchkämpfte. Dem Verfasser fiel dabei die Rolle des Publizisten von Beruf zu, zuweilen des Provokateurs, zuweilen des Vermittlers, oft des Themenstellers – weil Journalismus eben auch Spürsinn ausbildet –, immer des Realisierers.

Vier, fünf Mal im Jahr traf man sich, Termine zustande zu bringen war nicht leicht, doch die räumlich und geistig so getrennten Wohn- und Berufsorte der Vier ließen sie dann auch vieles in ihr Gespräch einbringen, das ohne diese »Getrenntheit« übersehen worden wäre. Oft war man bei Schmidhüs in Zähringen, öfter noch in Wien oder am Traunsee, im sommerlichen Familienquartier des Verfassers, vor und während des Konzils auch in Rom, gelegentlich in Zürich. Aus diesem Gegeneinander und Miteinander gewann die Zeitschrift ihr Leben, setzte sie sich selbst die Markierungspfeiler in Gestalt der * * * – Artikel.

Diese Gemeinschaftsarbeiten der Herausgeber, unter den erwähnten Umständen durchdiskutiert, von Böhm oder dem Verfasser in die letzte Form gebracht, bildeten »ideologisch« das Rückgrat des Unternehmens. Der erste dieser Artikel erschien noch in der Wiener Isolierung, 1950 (»Das Netz des Fischers«); er befaßte sich zeit- und rollengemäß mit dem Stand der Katholischen Aktion in Österreich. Der letzte galt der »Freiheit des Denkens im kirchlichen Raum«, man schrieb 1969, die postkonziliare Woge begann auszulaufen, auch die geistige Gemeinschaft der Vier war von den Polarisierungseffekten betroffen; eine »Enquête unter Christen« über den Zustand der römisch-katholischen Kirche sollte Ersatz bieten. Auch diese Rundfragen hatten freilich schon größere Zeiten erlebt, in Vorbereitung des Vaticanum II und in dessen Verlauf, nun zeigte sich, wie überall, die Gefahr intellektuellen Palavers. In den Jahrzehnten, die zwischen dem ersten und dem letzten der insgesamt 21 Artikel lagen, vollzog sich der Bewußtseinssprung, das Hervortreten einer neuen Geistes- und Seelenlandschaft, der Wandel auch von Hoffnung, ja Begeisterung (»Ecclesia semper reformanda«), zu Ernüchterung, ja Reaktion da, »aggiornamento« als Spätaufklärung und weltsüchtigen Progressismus dort.

Man muß sich dazu den ganzen Zeithorizont in Erinnerung rufen. Von Evelyn Waugh

brachte früh die Zeitschrift einen Artikel, der das »amerikanische Jahrhundert« in Aussicht stellte, nicht ohne ironische Adnotationen, in der Bundesrepublik Deutschland herrschte die Adenauer-Ära, hier und in Österreich die Abendland-Beschwörung, Österreich selbst hatte alle Hände voll zu tun, um sich der Besetzung und des Nachkriegselends zu entledigen. 1952 war St. Stephan wieder eingeweiht worden, der Einzug der »Pummerin« und, 1955, das Begräbnis Kardinal Innitzers standen noch im Zeichen der alten Volkskirche, doch schon der gesamtösterreichische Katholikentag von 1952 ließ mit seiner Forderung nach der »freien Kirche im freien Staat« erkennen, daß unter der Decke des Restaurativen eine andere Zeit für Kirche und Katholizismus heraufkam. Sie sollte sich in der Ära Kardinal Königs realisieren, als Distanzierung von der Parteipolitik und der traditionellen »Hauspartei« – Christlichsozialen bzw. ÖVP –, die schon unter Innitzer begonnen hatte, als zähes Ringen um die Reaktivierung des Konkordats mit der SPÖ unter Adolf Schärf, wobei dem neuen Kardinal wie Nuntius Dellepiane Hauptrollen zufielen. Das eigene »Wirtschaftswunder« und die Ausbildung einer Konsumgesellschaft förderten die »Liberalisierung« des allgemeinen Lebens, der Staatsvertrag von 1955, der das Land endlich freimachte – als einzigen Teil der einstigen Habsburgermonarchie –, markierte dann den Wendepunkt. Noch hielt die große Koalition über ein Jahrzehnt, doch vom Westen her setzte sich mit dem für Österreich üblichen Verzögerungseffekt der Zeitgeist durch. Die Kirche verstand sich nun als »öffentliches Gewissen« in einer pluralistischen Demokratie, sie konzentrierte sich auf ihre innere Reorganisation, neue Diözesen entstanden, die Kirchensteuer-Regelung der NS-Zeit blieb ihr erhalten. Einige »Linkskatholiken« zeigten sich auf der Szene, doch ohne viel Echo, nicht nur weil das intellektuelle Element, vom späten Wien abgesehen, hier nicht heimisch ist, mehr noch, weil sich alle damit beschäftigten, am neuen Wohlstand Anteil zu haben.

Der »gute Kaiser Franz« blickte immer noch von seinem Postament feierlich herüber, vom Redaktions-Schreibtisch ließ er sich nicht übersehen, unten, vor der Schatzkammer stauten sich indes schon Vorkolonnen kommender Touristenheere. Eine freie, unabhängige Kirche im nun freien Staat mußte sich innerlich stark machen; »weltlichen Arm« wollte sie, konnte sie keinen mehr haben. Für Erben eines Staatskirchentums, das selbst der Josephinismus nur noch befestigt hatte, war das eine schwierige Aufgabe; sie bedurfte eines spirituellen Impulses, um als Erneuerung zu gelingen, Strukturreformen, Adaptionen konnten da nicht ausreichen. Und je mehr der Schock aus totalitärer Diktatur, Krieg und Besetzung wich, um so mehr bröckelte auch der Traditions Glaube ab; »wo Gott wohnte«, war keine Adresse mehr. Die Entideologisierung, das gleichzeitige Verdunsten eines militanten Antiklerikalismus und Freidenkertums boten da keinen Trost, im Gegenteil, das eine hing sogar mit dem anderen zusammen.

Diese weithin unerkannte, weil auch unerwünschte Situation zu erfassen und aus ihr die völlig veränderte Aufgabenstellung bewußt zu machen, war Ziel der ersten ***-Artikel: Es ging um die neue Organisation des Katholizismus, um die Ermutigung zu eigener Gewissenserforschung (»Der Schlaf der Jünger« und »Zur Freiheit befreit«), schon 1953 um die Warnung vor falschem *Aggiornamento* (»Die Katholiken zwischen Ghetto und Mimikry«), fortgeführt wurde dann das Katholikentagspostulat von 1952 mit einer Analyse über die »Unabhängigkeit der katholischen Kräfte«, die Vorbedingungen einer freien Kirche in einer freien Gesellschaft. Das ergab oft auch Diskussion, Polemik, es war wie mit dem Stein, den man in den Teich wirft und der allmählich Kreise

zieht. 1955/56 war das Stichwort schon der »Auszug«, der Exodus, aus dem »Abendland« wie aus einem »zweiten Ghetto«, in das sich die Katholiken wieder einzuschließen drohten. Doch dann machte sich in der Thematik jene Horizonterweiterung bemerkbar, mit der über Österreich hinaus der ganze deutschsprachige Katholizismus und vor allem die sich ausbildende Gesellschaft mit ihren Verhaltensweisen ins Blickfeld rückten. Die sich aus der Spannung von Traditionskatholizismus und neuen Zeitströmungen ergebende Diskrepanz entlud sich symptomatisch in der von Friedrich Funder nach dem Krieg gegründeten Wiener Wochenzeitung »Die Furche«. Der 1959 in die Öffentlichkeit getragene Streit um Funders Nachfolge wirkte mysteriös, fast wie ein Elmsfeuer, wenn man nicht in Rechnung stellte, was sich an Konfliktstoff unter der Oberfläche angehäuft hatte und schon 1956, beim Rücktritt Jachyms mitten in der Bischofsweihe, mit hineingespielt haben soll. Der politische Katholizismus von einst, inklusive seiner Nachwuchs- und Elite-Verbände, der sich gegen Überfremdung durch liberale, modernistische, linke Ideen, wie gegen Verlust der Monopolstellung wehrte, bildete aber keineswegs den einzigen Erreger. Da gab es ja mehr als genug offene Rechnungen aus der Heimwehr-, Ständestaat-, Anschluß- und NS-Zeit, fällig gestellt durch die Generationsablöse. Und die Linke wieder, die zu keiner Mehrheit zu kommen hoffen konnte, ohne den »schwarzen Block« zu dezimieren bzw. die Kirche zu neutralisieren, hatte dabei ebenso ihr eigenes Spiel, wie wieder die »Amtskirche« inklusive Nuntiatur, um die Beziehungen von Kirche und Staat auch in einer pluralistischen Ära auf einer gedeihlichen Basis zu konsolidieren. Rezepte von gestern hatten da ihre Wirkung verloren, die in Österreich jetzt nicht nur im öffentlichen Leben erst voll wirksame Säkularisierung erforderte Auseinandersetzung, zunächst einmal Aufarbeitung der neuen Wirklichkeit. In einem solchen Moment kam die erwähnte Ausweitung der Zeitschrift im Herausgeberteam wie in der Leserschaft der weiteren Entwicklung von »Wort und Wahrheit« zugute. Staat, Gesellschaft, Alltag, ja individueller Erwartungshorizont wurden andere, wie konnte da die Kirche bei den Positionen eines Pius XII. stehenbleiben? 1958 starb dieser große Papst.

Mit der Konzilsankündigung durch seinen Nachfolger, Johannes XXIII., beginnt auch für »Wort und Wahrheit« ein neues Kapitel, im Blick auf die Zeitschrift im ganzen wohl ihr Höhepunkt: Die sechziger Jahre zeigten sie voll in ihrer Rolle. Friedrich Heer hatte in der unmittelbaren Nachkriegszeit in seinem »Gespräch der Feinde« schon ein dialektisches Weltmodell entworfen, damals noch heftig umstritten, nun, wie sich herausstellen sollte, in einigen Zügen Vorgriff auf das, was nach dem Ende der restaurativen Phase im ganzen Westen Oberhand gewinnen sollte. Mit Schlagworten wie Liberalismus, Modernismus oder Pluralismus wird das, was sich da anbahnte und nun auch für die Weltkirche Bedeutung bekommen sollte, eher verdeckt als bestimmt. Postkonziliar sprachen Traditionalisten von einem »Dambruch« und verwechselten bei allen negativen Begleiterscheinungen der Kirchenreform doch das Bad mit dem Kind. Das Risiko tiefer, gefährlicher Eingriffe – inklusive der Möglichkeit, daß antichristliche Kräfte die Reform zu bloßer Verweltlichung via Rationalisierung umfunktionieren könnten –, dieses Risiko blieb der unvermeidbare Preis, um die Kirche aus dem alt gewordenen Europa herauszuführen.

Von Anfang an hatte sich die Zeitschrift mit dem Ökumenismus, schon von ihrem Standort her mit den Vorgängen in der kommunistischen Welt und der »schweigenden Kirche«, mit den Entwicklungen in der Orthodoxie, im Weltkirchenrat und Protestan-

tismus befaßt. Die politischen Verhältnisse, die Entideologisierung inmitten des neuen Parteien- und Verbändestaates aktivierten, auch von dieser Seite her die Frage nach der »Mündigkeit der Laien«. Schon in den fünfziger Jahren war sie ständiges Thema gewesen, Soziologen, Historiker und Psychologen, Autoren wie A. M. Knoll, August Zechmeister, Wilfried Daim, die Ideen eines E. K. Winter (»Methodendualismus«) kündigten die beginnende innerkatholische Pluralisierung und auf politischer Ebene die Öffnung nach links an. »Der Laie und die Heiligung der Welt« war der Titel einer dreiteiligen europäischen Rundfrage, ihr folgte im gleichen Jahr, 1958, ein * * *-Artikel zum selben Thema (»Der Schritt in die Zukunft«), ein anderer befaßte sich kritisch mit der Frage, ob und was sich denn am Sozialismus gewandelt habe. (1959 gab sich die SPD ihr Godesberger Programm.)

Doch ab dann beherrscht das kommende Konzil die Inhaltsverzeichnisse. Schon 1959 schreibt der evangelische Kirchenhistoriker Peter Meinhold über die Erwartungen seiner Kirche zur Konzilseinberufung, 1960 folgt ein dreiteiliger * * *-Artikel (»Die Kirche auf dem Weg zur Einen Welt / Anregungen und Hoffnungen für das zweite vatikanische Konzil«), der im folgenden Jahr eine Fortsetzung findet. Eine Rundfrage unter den Katholiken Deutschlands, Österreichs und der Schweiz: »Was erwarten Sie vom Konzil?« erscheint auch als umfangreicher Sonderdruck und macht Aufsehen. Hier lassen sich nur einige der Gegenstände aufzählen, die in Vorbereitung des Vaticanum II in den * * *-Beiträgen aufgegriffen wurden: Kirche in Ost und West, also der ökumenische Aspekt, Apostolische Kollegialität im Dienst der Verwirklichung der Konzilsbeschlüsse, die Laienfrage, das Recht auf Information usw. Unter den Autoren dieser Jahre finden sich Karl Rahner, M.-D. Chenu, Joseph Ratzinger, C.-J. Dumont, Hermann Volk, Karl Pfleger, Franz König, Hans Urs von Balthasar, Ladislaus Boros, Johannes Messner, Jean Daniélou, J. B. Metz, Hans Küng, Albert Mirgeler. I. F. Görres, John Courtney Murray usw.

Das universalistische Erbe Wiens war auch in der Vielfalt der Themen, die den konziliaren Vorgang begleiteten, fruchtbar, diese Breite des Interesses charakterisierte »Wort und Wahrheit« schon seit den frühen Jahrgängen. Die Erwartungen, die das Vaticanum II in aller Welt, auch der nichtchristlichen, weckte, kamen dem zugute. Hatten schon in den fünfziger Jahren die Zukunft Europas – eine erste Rundfrage stellte sie zur Debatte –, die Bestandsaufnahme der neuen Gesellschaft (L. Neundörfer), Relativitätstheorie und dialektischer Materialismus (S. Müller-Markus), Rechtspositivismus (A. Verdroß), Massenmedien (O. B. Roegele), Bürokratisierung (A. Gehlen), die Familie (H. Schelsky), die neue Rolle der Frau oder die Zusammenhänge zwischen Marxismus und Psychiatrie ebenso wie der heraufziehende soziale Weltkampf (J. Messner) von Heft zu Heft gezeigt, welche Neugierde Redaktion und Leser verband, so begann nun erst recht der Umbruch in Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst, in Sozialkritik wie Generationskonflikt den Inhalt zu bestimmen.

Es war die Zeit, in der »Wort und Wahrheit« mit 3 500 bis 4 000 Exemplaren die stärkste Verbreitung und das stärkste Echo fand. Das ist eigentlich eine sehr bescheidene Auflage gewesen, die Beobachtung macht indes nur bewußt, daß Auflagenhöhe und Wirksamkeit bei Publikationen solcher Art oft in umgekehrtem Verhältnis stehen. Zugute kam dem Unternehmen zweifellos auch, daß die überraschende Bewegung im Weltkatholizismus zusammenfiel mit Anzeichen einer Ratlosigkeit in der Wohlstandswelt, ersten Zweifeln am Zukunftsoptimismus, der ein Jahrzehnt später »Wachstumsfe-

tischismus« genannt werden sollte. Das machte zeitweilig den alten Satz: *Catholica non leguntur* ungültig. Nach Johannes XXIII. und als sich herausstellte, daß auch in der Aula von St. Peter keine neue »Weltformel« gefunden war, ja die Katholiken sich jetzt untereinander in Parteien bekriegten, verlor sich das allgemeine Interesse wieder.

Wenn man einen Augenblick auf Österreich zurückblickt, erfaßt der Chronist, daß sich politisch ein Wandel anbahnte: Die Bürgerkriegsparteien von einst hatten sich so weit freigespielt, daß 1966 die bürgerlich-bäuerliche Volkspartei allein die Regierung führen konnte, ohne daß die Linke schon die Straße mobil machte und sich nach 1970 dasselbe unter der sozialistischen Dauerregierung Kreisky bestätigte: Die Entpuppung der neutralen Wohlstandsrepublik war vollzogen. 1964 hatte Kardinal König unter Berufung auf ein Wort des Austromarxisten Otto Bauer (»Die Kirche kämpft immer gemeinsam mit ihren Feinden von gestern gegen ihre Feinde von morgen«) die Frage gestellt: »Und kann es nicht auch morgen so sein, daß die Feinde der Kirche von gestern ihre Verbündeten von übermorgen sein werden?« Das war deutlich genug. Die Reaktivierung des Konkordats, Staatszuschüsse für die katholischen Schulen, vieles andere zeigten die Konsolidierung im Verhältnis Staat-Kirche, erst viel spätere Ereignisse, wieviel an Differenzen und Affekten noch weiterlebte. Österreich zog indessen im Lebensstandard fast mit der benachbarten Bundesrepublik gleich, es blühte aber nur die Konsum- und Touristenkultur, auch im katholischen Bereich wich die schöpferisch-geistige Spannung postkonziliaren Fraktionskämpfen, freilich in dem, was man nun spöttisch »Berufskatholizismus« nennen hören konnte. Während Österreichs zeitgenössische Literatur sich den bundesdeutschen Markt eroberte, kamen von drüben her – mit dem erwähnten Verzögerungseffekt und daher gedämpfter in der Wirkung – alle jene Probleme auf den neutralen Wohlfahrtsstaat zu, die Materialismus, Wertverfall und Generationskonflikt mit sich bringen.

Die katholische Kirche hatte mit der Verabschiedung des Latein als verpflichtender Liturgiesprache sich als letzte von der kulturellen Ausgangsbasis Europas zu trennen begonnen. Die Meßfeier in der Volkssprache sollte neuer Gemeindebildung dienen, sie vollzog zugleich die Anerkennung der Nationen, indirekt aber auch der Massendemokratie und einer globalen Zivilisation. Schon 1964 befaßte sich eine zweiteilige Enquête unter dem Titel: »Abschied von der Antike?« mit der Rolle des griechisch-lateinischen Geisteserbes in der Bildungsgesellschaft von morgen, eine weitere, umfangreiche, mit den Auswirkungen der Volkssprache im Gottesdienst. Die ***-Artikel suchten schon ab 1964 kritisch Bilanz zu dem zu ziehen, was in Rom tatsächlich geschehen war: Ein besorgter Ton mischt sich in den Aufbruchoptimismus, wie schon ein Titel wie »Der Zug durch das Rote Meer« andeutet. Es ging um das nun oft variierte Thema von Konzil und Kirchenreformation inmitten einer Welt im Wandel. So befaßte sich ein Beitrag mit der Unruhe unter dem Klerus (»Priester für eine neue Zeit«, 1965), im folgenden Jahr einer mit dem »Ende des politischen Katholizismus«, 1967 einer mit der »Verantwortung der Bischöfe«. Die konservative Gegenströmung meldete sich in diesem Jahr erstmals mit dem Kirchenhistoriker Hubert Jedin und einer demoskopischen Untersuchung über die deutschen Katholiken und das Konzil (Eric M. de Saventhem). Auch der Zeitschrift sieht man nun die Polarisierung an, die politisch-sozialen Artikel waren konservativ-kritisch, die theologischen und künstlerischen Beiträge progressiv.

Da für die breitere Öffentlichkeit die konziliare Spannung schwand, Wohlstand und »Informationsexplosion« wie Ablenkung *via* Massenmedien auch sonst Gleichgültig-

keit verbreiteten, bekamen das auch die Zeitschriften, und erst recht eine wie »Wort und Wahrheit«, zu spüren. Der Absatz ging zurück, der Verlag wünschte seit langem die Zeitschrift überhaupt nach Freiburg zu ziehen, sie aus einer persönlichen Schöpfung zu einer Institution zu machen oder in ein größeres Projekt einzuschmelzen, er konnte dazu auch auf große finanzielle Opfer verweisen. Ohne Herder als Hintergrund wäre das ganze Experiment tatsächlich kaum möglich gewesen. Die Herausgeber suchten indes Wien und den Wiener Charakter zu behaupten, Auseinandersetzungen darüber zogen sich, immer wieder von Zwischenlösungen unterbrochen, über Jahre hin. Auch eine Umfangverringerung von mehr als 800 Seiten auf 576, von 12, dann 10, schließlich 6 Hefte pro Jahr, schuf keine Abhilfe, sodaß für die letzten Jahrgänge, ab 1968, Otto Mauer die Redaktion übernahm, er und die Herausgeber auf jedes Honorar verzichteten. Der Verfasser dieses Rückblickes mußte sich selbst ganz der Tageszeitung altliberaler Herkunft, der »Presse«, widmen, deren Chefredakteur er schon seit 1961 war.

Mauer brachte die Zeitschrift auf seinen Kurs, er prägte damit ihren von vornherein auf Modernität angelegten Charakter zum Abschluß noch sehr persönlich aus. Die Freundschaft unter den Herausgebern litt nicht, die Verständigung unter ihnen wurde aber schwieriger. Bezeichnend die Themen der beiden letzten ***-Artikel; der eine hieß: »Verfall und Wandlung / Thesen zur Krise der Gesellschaft in unserer Zeit«, der andere: »Freiheit des Denkens im kirchlichen Raum«. »Wort und Wahrheit« war nun betont kirchenkritisch, in Literatur und Kunst geradezu avantgardistisch. Nicht nur in der thematischen Verschiebung, auch bei den Autoren hielt die Gärungszeit Einzug; manche unter den Priestern legten in diesen Jahren ihr Amt nieder.

Dem Ruf der Zeitschrift schadete das keineswegs; sie galt als ein intellektuelles Organ, das der modernsten Moderne auf den Fersen blieb, beträchtliches Niveau hielt und das alles noch dazu aus einem Lager, von dem man solches nicht erwartete. Wenn man etwa die Kunstbeilagen seit Mitte der sechziger Jahre verfolgt, erkennt man auch an ihnen den letzten Entwicklungszug, wie sich nämlich Mauer freispielte aus der Rezeption der Kunst Österreichs vor Hitler zu den neuesten Vorstößen in Malerei und Skulptur, Literatur und Musik im Europa jener Jahre. Die österreichische wie die bundesdeutsche Moderne fanden hier ihren Platz und Bundesgenossen: Jandl, Ligeti, Logothetis, Urteil, Hollegha, Rainer, Prachensky, Mikl, Oberhuber, Holzbauer, Beuys, Mayröcker, Rosei, Schutting, Henisch, die Wohmann usw. Von den Theologen seien andeutungsweise ebenfalls einige genannt: Josef Blank, Kurt Lüthi, H. R. Schlette, H. Mynarek, W. Dantine, F. Klostermann, Piet Schoonenberg, H. Haag, J. Neumann oder B. Häring. Sie schrieben über Geschichte und Heilsgeschichte zur Kirchenstruktur »Brüderlichkeit«, zu Fragen, ob und wie Interpretation den Glauben verändere, der Christ ein Atheist sein könne, gegen Priesterzölibat, für Abbau der hierarchischen Strukturen, über *Lex fundamentalis* oder kirchliche Unfehlbarkeit. Auch Gegenstimmen kamen in diesen Artikeln zum Zuge, traditionelle Theologie und Warnungen vor Zersetzung des Christentums als Glaube wie Kirche. Das letzte Gesicht, das die Zeitschrift zeigte, ist damit angedeutet.

1972 starb Schmidhüs, ein Jahr später, im Oktober 1973, auch Mauer. Der Verfasser dieses Rückblicks, nach Mauers Tod der andere, noch verbliebene Vertragspartner des Verlages, führte den Jahrgang zu Ende und beschloß (im Einverständnis mit Böhm) das Unternehmen. Herder behielt sich vor, unter gegebenen Voraussetzungen, den Titel,

der nun an ihn fiel, wieder aufleben zu lassen. Viele beklagten die Einstellung der Zeitschrift, es gab eine Reihe von Initiativen, so vor allem von Graz aus, sie neu erscheinen zu lassen. Nur zu bald stellte sich aber heraus, wie sehr »Wort und Wahrheit« ein Produkt der vier Menschen war, die sie all die Jahre gemacht hatten, ein Produkt auch der singulären Situation, die diese Menschen zusammengebracht und verbunden hatte.

Dennoch lebte der Titel der Zeitschrift weiter, gewiß nicht für das, was sie war, aber als Erinnerung an vieles, was sie als Nebenfrüchte hervorbrachte und das über sie hinaus lebt. Es handelt sich um »Pro oriente«, eine Initiative Mauers und des Verfassers im Zusammenhang mit dem Konzil, die Kardinal König aufgriff und 1964 als Stiftung errichtete. Sie dient vom Wiener Platz aus der Verständigung zwischen Ost- und Westkirche, durchaus erfolgreich in Beziehung zu Konstantinopel, den Monophysiten und Kopten. Die Protokolle der Symposien erscheinen auf englisch, die vierte Dokumentation unter dem altvertrauten Titel kam im Vorjahr heraus. Das Büro der Stiftung sind die alten Redaktionsräume in der Hofburg. In dieser Stiftung hat die Zeitschrift sich selbst in eine neue Aufgabe überführt, an der Entwicklung von »Pro oriente« hatte Mauer noch bedeutenden Anteil. An »Wort und Wahrheit« und ihn erinnert aber auch die »Galerie nächst St. Stephan«, seine Gründung, die heute Oswald Oberhuber führt. In der vom Verfasser einst initiierten Thomas Morus Presse im Wiener Herder-Verlag erschienen in den fünfziger Jahren Franz Königs dreibändiges Sammelwerk »Christus und die Religionen der Erde«, Gustav A. Wetters »Dialektischer Materialismus«, Josef Nadlers sechsbändige Hamann-Ausgabe, Amanns »Ostslawische Kirchengeschichte«, »Spectrum Austriae« und der Bildband »Imago Austriae« gar in Neuauflagen bis heute. Doch auch die von Anton Böhm in Zusammenarbeit mit Karl Rahner u. a. herausgegebenen »Häresien der Zeit« (1961) dokumentieren die Fruchtbarkeit der Situation und des Teams, mit denen diese Zeitschrift begann und geendet hat. In der Lebenszeit von »Wort und Wahrheit« hatten sich Österreich und das freie Deutschland ebenso verwandelt, wie Roms Kirche nun ins Unbekannte der Einen Welt hinauszog. Die Zeitschrift war dabei gewesen, ganz und gar. Nicht wenige Politiker, Professoren und Intellektuelle, damals noch junge Talente, erinnern sich an die Weihnachtssessen in der Hofburg, zu denen sich Jahr für Jahr unter dem Vorsitz des Kardinals eine Gruppe von ihnen versammelte. Otto Mauers graphische Sammlung ist indessen auch schon in eine Stiftung eingebracht, sie soll die Begegnung von Kirche und moderner Kultur und Kunst fördern. Und so wirkt und lebt alles weiter.

Wie schon der Name sagt, widmet sich eine Zeitschrift der Zeit, zu der sie gehört, die sie widerspiegelt und artikuliert. Sie übt so in der Zeit Wirkung aus – welche, wie tief, wie beiläufig zeigt sich indes erst, wenn es sie nicht mehr gibt. Auch mit dem Menschen geht es nicht anders, nachher erst, oft erst lange nachher wird denen, die ihn kannten, ganz bewußt, wer er eigentlich war.

Was nun die Zeitschriften betrifft, so gibt es solche, die über viele Jahrzehnte hinweg erscheinen, »Brotchriften« des kulturellen Lebens; es gibt Periodika von kurzer Lebensdauer, die dennoch Epoche machen, wenn in einer von ihnen der Geist einer Zeit erste Gestalt annimmt; es gibt endlich Zeitschriften, die ganz dem Kierkegaardschen »Augenblick« zugehören, ihn wie von innen erleuchten und dann rasch wieder erlöschen. Wer solche künstlich am Leben erhalten wollte, tut nichts Gutes, er erzeugt nur bengalisches Feuer. Vielleicht gehörte »Wort und Wahrheit« zu diesem Typ.